

Heinz-Eberhard SCHMITZ: *Satsumabiwa. Die Laute der Samurai und ihre instrumentalen Spielstücke danpô – Untersuchungen zur Musikkultur Japans*. Kassel, Basel, London, New York, Prag: Bärenreiter 1994. (= Studien zur traditionellen Musik Japans Bd. 7/1)

Eine Musik näher zu bringen, die in Europa fremd klingt, ist Motiv und Programm einer Arbeit, die in den *Studien zur traditionellen Musik Japans* erschienen ist. Heinz-Eberhard Schmitz hat jetzt die Ergebnisse eines umfangreichen und engagierten Projekts vorgelegt. Die Laute (*satsumabiwa*), um die es hier geht, gehört zu den traditionellen Instrumenten der japanischen Musikkultur. An den äußeren Merkmalen der *satsumabiwa* sind musikalische und ästhetische Eigenschaften abzulesen: „Zum einen ist das Instrument viel schwerer als vergleichbare europäische Instrumente, andererseits ist es äußerst flach und scheint überhaupt keinen Resonanzboden zu haben.“ Deswegen lassen sich nur sehr leise Töne erzeugen, die zudem schnell verklingen. Es ist vor allem der „schwingungsträge“ Ton, dem Schmitz in seiner Darstellung folgt. Daß die Töne kurz und leise sind und ohne Resonanz bleiben, nimmt er als Hinweis auf eine „Punktästhetik“, die er nicht nur als musikalische Regel versteht, sondern als Kennzeichen der japanischen Kultur überhaupt: eine Ästhetik des Augenblicks. Musikalisch gewinnt der einzelne Ton in einer solchen Ästhetik an Gewicht. Er wird zu Musik nicht erst durch seinen Bezug auf andere Töne: „... in einem Ton ist schon alles enthalten, er ist Klang, Musik und damit Form in einem.“ Es ist offenkundig, daß der einzelne Ton durch die vielen Eigenschaften kaum Trennschärfe und Prägnanz entfaltet; es ist aber andererseits gerade diese Unbestimmtheit, in der seine Artikulationsmöglichkeiten liegen. Auf der *biwa* lassen sich solche Zwischentöne durch „Berührung“ der Saite (*sawari*) erzeugen, so daß sich periodische und aperiodische Schwingungen überlagern. Das ergibt einen schnarrenden Ton, der für die japanische Laute charakteristisch ist, in der klassischen europäischen Musik jedoch als unrein gilt.

Daß die Töne der *satsumabiwa* nicht isolierbar sind, bereitet der Notation und der Analyse Schwierigkeiten. In Japan sind die Stücke nicht aufgezeichnet, sondern unmittelbar weitergegeben worden; Tabulaturen entstanden erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Probleme der Notation hat Schmitz ausführlich dargestellt. Den Kern seiner Arbeit bildet die ausführliche Analyse von Instrumentalstücken. Sie wäre kaum möglich gewesen ohne teilnehmende Beobachtung, und sie ist durch nichts zu ersetzen, weil sie immer aufs neue zeigen kann, daß weder die Tonart noch der Rhythmus eindeutig festgelegt sind. Die musikalische Analyse bestätigt unter den Stichworten „Variabilität“ und „Distanzprinzip“ den Befund der Kulturtheorie, daß die symbolischen Formen in Japan stark kontextgebunden sind. Schmitz spricht von einem „vernetzten System“ anstelle eines rationalen Ordnungsprinzips. Solche Hinweise auf allgemeine Merkmale der Kultur eröffnen der Studie zur *satsumabiwa* auch außerhalb der Musikwissenschaft Zugänge. Von dort aus ergeben sich eine Reihe von Fragen: inwiefern das Tonsystem der *satsumabiwa* eine ganzheitliche Ordnung darstellt, die über westliche Rationalität hinausgreift, zum Beispiel. Dieser materialreich-beeindruckenden Arbeit ist möglichst viel Resonanz zu wünschen.

Jens Heise, Hamburg